

- 6 Simon Godarts Versuche, die modische Genderisierung der deutschen Sprache anzuwenden, bleiben glücklicherweise fragmentarisch (siehe z. B. S. 456), zumal es dabei zu Absurditäten kommt; „der extratextuelle Verweis in direkter Leserinnenansprache lässt Amyots Plutarch-Übersetzung in den Text ein“ (S. 120) – wo bleibt da der Leser?

SEBASTIAN NEUMEISTER

Berlin

ZFSL 130, 2020/3, 304–315

Klaus Grübl

Varietätenkontakt und Standardisierung im mittelalterlichen Französisch. Theorie, Forschungsgeschichte und Untersuchung eines Urkundenkorpus aus Beauvais (1241–1455)

(Romanica Monacensia, Band 83), München: Narr, 2014, 457 S. + acht Farbabbildungen im Anhang.

1. Hier handelt es sich um eine in München (LMU; Betreuung: Wulf Oesterreicher und Maria Selig) und Beauvais („Archives hospitalières“) seit etwa 2006 herangereifte Dissertation, die ein Jahr vor ihrem offiziellen Erscheinen (2014) im Druck mit dem Elise-Richter-Preis des Deutschen Romanistenverbandes ausgezeichnet worden war. Inhaltlich stellt sie – darin durchaus mit der im Jahr 2003 erschienenen Arbeit von Harald Völker vergleichbar – ein ‚Diptychon‘ dar: ‚Auf der ersten der beiden ‚Tafeln‘ wird aus verschiedenen, durchaus persönlich getönten Blickwinkeln der bisherige Stand der Skriptaforschung und der Diskussionen rund um die ‚Wiege‘ des Französischen überaus detailgenau² referiert (Kapitel 1–4: S. 1–195)³, während die zweite ‚Tafel‘ (Kapitel 5: S. 197–351)⁴ der – nicht weniger eingängig gestalteten – philologisch-diplomatischen Untersuchung eines empirischen Demonstrationskorpus gewidmet ist, das aus 89 Urkunden⁵ besteht, die den Zeitraum 1241–1435 abdecken, aus Archiven der an der Grenze zwischen der Île-de-France und der Pikardie liegenden Stadt Beauvais (seit März 1790: Hauptort des Département Oise) stammen und den Vorzug besitzen, zur Gänze von Verf. in den dortigen „Archives hospitalières“ eruiert, fotografiert und transkribiert worden zu sein: siehe dazu die am Ende des Buches platzierten Farb-Abbildungen 33–41, die acht Specimina dieser 89 Urkunden aus den Jahren 1284, 1301, 1326, 1329, 1336 (zweimal), 1414 und 1415 zeigen.

2. Die fünf Hauptkapitel sind wörtlich wie folgt überschrieben: „1 Varietätenkontakt und Standardisierung im mittelalterlichen Französisch: zu Gegenstand und Aufbau der Arbeit“, S. 1–10; „2 Die Rolle der Varietätenkontakte im vormodernen Standardisierungsprozeß: zum Begriff der Koine(isierung)“, S. 11–43; „3 À la quête des origines – Ursprungs- und Standardisierungstheorien in der französischen Philologie des 19. und 20. Jahrhunderts“, S. 45–107; „4 Zum aktuellen Stand der Ursprungsfrage – ein kritischer Forschungsbericht“, S. 109–195; „5 Standardisierungsprozesse in französischen Urkunden aus Beauvais (1241–1455)“, S. 197–351. Der in der einschlägigen Sekundärliteratur gut bewanderte Verf. bedient sich dabei ausgiebig kontaktlinguistischer, klossianischer

(*Dachsprache* etc.) und koiné-bezogener Sehweisen, Termini und Forschungserträge, sodass der Leser nach den ersten 200 Seiten für die Rezeption der nachfolgenden *demonstratio scriptologica* („Korpusauswertung“) gut gerüstet ist. Diese fällt aber – bei allem Respekt für die von Verf. in den Archiven von Beauvais geleistete Arbeit – angesichts der im Rahmen der Skriptaforschung der letzten 50 Jahre entfaltenen Korpus-Empirie in rein quantitativer Hinsicht eher bescheiden aus. Tatsächlich wurden die oben erwähnten 89 Urkunden nur hinsichtlich des Auftretens dreier Schreib-Merkmale untersucht:

- a) der „pikardisierenden“ Feminin-Determinanten *le, me, te, se* [statt frz. *la, ma, ta, sa*],
- b) der Erhaltung der Zweikasus-Flexion des bestimmten männlichen Artikels,
- c) des Vorkommens der Graphie <ch> für lat. C vor E, I und vulg.lat. [kj], [tj] [statt frz. <c> oder <s>].

Erneut ist die Untersuchung der Auftretenskontexte dieser drei Schreib-Merkmale in eine diplomatisch und historisch reich unterspickte sowie in philologischer Hinsicht sehr detailliert durchgeführte Analyse der fraglichen Dokumente eingebettet. Verf. präsentiert dazu fünf „Korpusauswertungen“, die sich auf ebenso viele diplomatisch und historisch deutlich voneinander abgrenzbare Untergruppen seines Gesamtmaterials beziehen:

Korpusauswertung Nr.	Textsorten	Σ originale Urkunden ⁶	S.	Tabellen und illustrierende Farbgraphiken
I	Urkunden des Bischofs und der weltlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von Beauvais	23	262– 292	Tabellen: 264–268, 277–280, 288; Farbgraphiken: 289–291
II	Urkunden aus dem Ressort der königlichen Verwaltung und Rechtssprechung	16	292– 314	Tabelle: 294–297, Farbgraphiken: 298–300
III	Urkunden von Adelligen oder Bürgerlichen zugunsten des Hôtel-Dieu de Beauvais (einschließlich einer Urkunde des Kathedralkapitels von Beauvais sowie Urkunden aus der Grafschaft Clermont-en-Beauvaisis)	30	314– 329	Tabelle: 325; Farbgraphiken: 320–322
IV	Urkundengeschäfte zwischen der Maladrerie Saint-Lazare und Adelligen oder Bürgerlichen (einschließlich einer Urkunde des Kathedralkapitels von Beauvais)	9	329– 335	Farbgraphiken: 333–335

Korpusauswertung Nr.	Textsorten	Σ originale Urkunden ⁶	S.	Tabellen und illustrierende Farbgraphiken
V	Urkundengeschäfte zwischen dem Hôtel-Dieu und der Maladrerie Saint-Lazare und einer anderen kirchlichen Institution (einschließlich einer Urkunde der Abtei Saint-Germer de Fly)	8	336–341	Farbgraphiken: 339–341
Σ = 86				

Die graphische Präsentation der an sich sehr lobenswerten Tabellen und Farbgraphiken (alle als „Abbildungen“ bezeichnet) lässt leider einige Wünsche offen: Zum einen wäre es besser gewesen, terminologisch deutlich zwischen den (numerischen) *Tabellen* und den (farbigen) *Diagrammen* (bzw. *Figuren* etc.) zu unterscheiden, und zum anderen, die sachlichen Wechselbezüge zwischen diesen beiden Heuristika in den betreffenden Legenden präzise anzugeben. Damit hätte man sich das derzeit unvermeidliche Hin- und Herblättern ersparen können.

Dann zwei Ratschläge aus der Fachkartographie⁷: a) bei Diagrammen sollte man immer die Ausrichtung der *Legenden* (derzeit: *horizontal*) an jene der *Diagramme* (vertikal) anpassen, b) auf den Diagrammen maschinell erzeugte Legenden sollten aus sehpsychologischen Gründen eine gewisse Mindestgröße nie unterschreiten: derzeit sind die auf den Farbdigrammen sichtbaren Legenden leider unzumutbar klein.

Zu den in dieser Form analysierten Urkunden findet man am Ende des Bandes (S. 399–451) zusätzlich 89 durchnummerierte⁸ ‚Urkundensteckbriefe‘ in denen alle relevanten diplomatischen und historischen Charakteristika der fraglichen Dokumente aufgelistet werden. Kurioserweise wird von diesen mit so viel Akribie eruierten, transkribierten und interpretierten Texten nur ein einziger vollinhaltlich präsentiert („Beispieltranskription“, S. 453–455)⁹: Es handelt sich um eine *sentence arbitrale*, die vom damals amtierenden Bailli de Beauvais (Gautier Hesselin de Mouy) am 23. März 1326 ausgestellt worden war. Dazu gibt es im Anhang (Abb. 36) auch ein (zum buchstabengenaue Vergleich leider aber nicht geeignetes) Foto.

Sehr nützlich und begrüßenswert ist angesichts der disziplingeschichtlichen Ausrichtung des Buches das finale Autorenregister (S. 391–397).

3. Aus der inhaltlichen Gestaltung der vier Einleitungskapitel und auch des den „Korpusauswertungen“ gewidmeten fünften Kapitels geht deutlich hervor, dass Verf. sich als dominant *qualitativ* orientierten Philologen versteht, der den der Skriptaforschung seit mehr als 50 Jahren ebenso inhärenten *quantitativen* Aspekten und Methoden geflissentlich aus dem Weg geht. Dadurch bleibt freilich die von mir, Anthonij Dees und Paul Videsott vertretene *quantitative* Skriptaforschung weitgehend ausgeschlossen.¹⁰ Davon betroffen sind aber nicht nur die damit verbundenen *technisch-statistischen* Aspekte, sondern auch – was wirklich bedauerlich und explizit anzukreiden ist – das gesamte, den quantitativen Methoden zugrundeliegende *theoretische* Fundament.

Die folgenden Skizzen dienen dazu, diese Karenzen summarisch aufzuzeigen und den von der quantitativen Skriptologie im Gesamtkontext der Skriptaforschung eingenommenen Platz zu um-

reißen. Die Zielsetzung dieser Zeilen ist also weniger im Sinn von ‚pro domo‘ als von ‚pro scriptologia‘ zu verstehen.

4. Ich beginne mit einem von Verf. v. a. in Kapitel 3 angesprochenen Begriff, dem *Franzischen* bzw. *francien*, worunter im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ein grosso modo die Île-de-France abdeckender mittelalterlicher Sprech- und Schreib-Dialekt verstanden wurde. Bekanntlich gehen Begriff und Terminus auf den Hallenser Romanisten Hermann Suchier (1848–1914) und das Jahr 1878¹¹ zurück. In weiterer Folge wurde dieser Begriff im Jahr 1889 zunächst von Gaston Paris (1839–1903)¹² und dann auch von Ferdinand Brunot (1860–1938) übernommen und in der (von G. Paris geprägten) Form *francien* in die französische Sekundärliteratur eingespeist, wo er sich bis heute gehalten hat.

4.1. Mit der Übernahme des Varietätenbegriffs *Franzisch/francien* hat G. Paris aber – was im historischen Rückblick sehr erstaunt – sein ein Jahr zuvor in der großen Pariser Rede verkündetes Verdikt von der Nicht-Existenz von ‚Dialekten‘ Lügen gestraft. Denn was anderes als ein ‚echter‘ Dialekt sollte die altetablierten und allgemein anerkannten Dialekten wie *Normandisch* oder *Pikardisch* gleichrangig an die Seite gestellte (Neo-)Varietät namens *Franzisch/francien* denn sein? Schon 1878 hatte sich Suchier intensiv – aber ohne großen Erfolg – bemüht, für das neu etablierte Franzische graphische Alleinstellungsmerkmale zu finden und sich dabei naturgemäß auf einen ergebnislosen Holzweg begeben, auf dem ihm nolens volens ab 1889 auch G. Paris folgen sollte.

Tatsächlich waren die 80er-Jahre des 19. Jahrhunderts sowohl in Frankreich als auch in Deutschland (und darüber hinaus) von zahlreichen, aus heutiger Sicht oft als wirklich ‚wirr‘ zu bezeichnenden Diskussionen rund um den Status und die merkmalspezifische Essenz mittelalterlicher Schrift- und moderner Sprech-Dialekte erfüllt, denen vor allem eines abging: die nur über den Rekurs auf die Logik (Ontologie) herstellbare Einsicht in den grundlegenden (= ontologischen) Unterschied zwischen einer sehr großen Anzahl einzelner (skripturaler und oraler) *Sprachmerkmale* und einer deutlich geringeren Menge von meist an bestimmte historische Landschaften gebundenen *Varietäten* (*Dialekten*, *Koinés* etc.).

4.2. In logischer Hinsicht liegen *Merkmal* und *Varietät* nämlich auf verschiedenen Ebenen (**Merkmal**: begrifflich: *qualitativ*, ontologisch: *partikulär* ; **Varietät**: begrifflich: *quantitativ*, ontologisch: *allgemein*) und haben zudem den großen Nachteil eines ziemlich verschiedenen räumlichen Verhaltens. Auf der Ebene des Partikulären führten die *Merkmale* (erneut: *skriptural* und *oral*) ein recht spontan wirkendes räumliches Eigenleben, konnten aber nichtsdestoweniger im Falle einer Generalisierung zur Konstitution bestimmter spatialer Entitäten verdichtet bzw. kombiniert werden. Die dabei entstehenden geographischen Konstrukte sind allerdings nicht mehr *qualitativ*, sondern *quantitativ* relevant und haben – anders als die ihnen zugeordneten namensgebenden Regionen (wie *Normandie*, *Pikardie*, *Bourgogne* etc.) – keine ‚scharfen Grenzen‘, sondern repräsentieren dreidimensionale Artefakte mit verfließenden Außenkonturen.¹³

4.3. Ein damals (und auch noch viel später) von der Fachwelt als wünschenswert bzw. ‚logisch‘ angesehener Zusammenfall der Verbreitungsareale vieler (*x*-ischer) Merkmale und einer damit verbundenen Varietät X konnte de facto nie nachgewiesen werden und hat die Geister dementsprechend nachhaltig verwirrt. Ich darf in diesem Zusammenhang an die Diskussionen rund um den von G. I. Ascoli im Jahr 1874 definierten Begriff des *franco-provenzale* und die von diesem in

der Polemik mit Paul Meyer (Ascoli 1876) nachgelieferte Präzisierung erinnern, der zufolge sich ein Varietätenbegriff wie der des *franco-provenzale* aus der *particular combinazione* einer größeren Anzahl von *caratteri linguistici* ergäbe.¹⁴ Ascoli befand sich damit auf der Höhe der damals vor allem in Geographie und Geologie gepflegten Typenlehren (allesamt auf Alexander von Humboldt zurückgehend), von denen aber – damals wie heute – die meisten Philologen weder etwas wussten noch wissen wollten.

4.4. In diesem Dilemma hat nun Gaston Paris im Jahr 1888 vor den überwiegend philologisch ausgerichteten Vertretern aller *Sociétés savantes de France* seine berühmte Pariser Rede gehalten, in der er die Dialektologen aller Couleurs angesichts dieser empirischen Engpassführung zum einen dahingehend indoktrinierte, dass Dialekte schlichtweg „nicht existierten“¹⁵, und zum anderen die Philologen mit großem Nachdruck dazu aufforderte, ihre Neugier und Energie auf die empirische Erforschung einer möglichst großen Anzahl einzelner Sprachmerkmale zu fokussieren statt nach imaginierten ‚Dialekten‘ zu suchen. Das alles hat freilich G. Paris nicht daran gehindert, sich ein Jahr später für die Übernahme des von H. Suchier schon 1878 geprägten *Varietäten-* [also *Dialekt-*] Begriffs *Franzisch/francien* zu engagieren.

Existiert nun das *Franzische* aus dialektometrischer Sicht?

Klare Antwort: ja: vgl. dazu Goebel / Smečka (2016, S. 332–335; S. 344). Freilich muss dazu dieser Begriff von den ihm noch 1878 auferlegten Zwängen und Pseudo-Attributen befreit und in quantitative Dimensionen „umgedacht“ bzw. transferiert werden. Doch stellen die im Zentrum des 85 „Messpunkte“ umfassenden Dees-Netzes liegenden Polygone 55, 56 und 57 ähnlich homogene Datenblöcke dar wie ihre an der westlichen und östlichen Peripherie dieses Netzes liegenden Entsprechungen. Dasselbe gilt auch für den von P. Videsott (2015b, S. 904–909) für die Daten der „Chancellerie royale“ eingefügten Kunstpunkt 86.

4.5. Dieser hinsichtlich seiner praktischen Zielsetzung sehr konkrete Appell motivierte den seit 1882 auf Veranlassung von Gaston Paris an der École Pratique des Hautes Études lehrenden Schweizer Jules Gilliéron (1854–1926)¹⁶ zur Setzung der letzten und entscheidenden Schritte für die Schaffung des später sehr berühmt gewordenen *Atlas linguistique de la France* (ALF). Dazu entwickelte dieser ein etwas mehr als 1400 Fragen umfassendes Questionnaire, das – ganz im Sinne des Appells von G. Paris – in völlig standardisierter und damit zur allgemeinen Komparation befähigender Weise in ganz Frankreich abgefragt werden sollte.

Tatsächlich erfolgte die Datensammlung zwischen 1897 und 1901 in 638 Ortschaften¹⁷ Frankreichs und benachbarter Randzonen. Genau diese Daten – betreffend aber nur den ‚Kern‘ des ALF (Serie A: 1421 Karten) – lagen ab 1902 in publizierter Form (Großformat) vor und konnten von den Romanisten nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen Welt eingesehen und benützt werden.

4.6. Und was sahen Gilliéron und die Romanisten vor allem aus den DACH-Ländern auf diesen 1421 Kartenblättern? Eine allen theoretischen Vorerwartungen (hinsichtlich Größe, Koinzidenz etc.) trotzende Vielfalt sprachlicher Areale (zu allen linguistischen Kategorien), die auf kurzem Weg zur detaillierten Einzelinterpretation in dia- und synchroner Hinsicht einluden und dabei nicht nur die etablierten Doktrinen zu Sprachgeschichte und Sprachwandel, sondern auch zu Lexikologie und Onomasiologie kräftig durcheinanderwirbelten. Dies lag vor allem daran, dass nunmehr die Lingu-

isten das damals schon seit mindestens 50 Jahren intensiv diskutierte Phänomen der Dynamik des Sprachwandels sozusagen ‚an der Wurzel‘ bzw. ‚molekular‘, d. h. in der Form miteinander vielfach und vielgestaltig konkurrierender Sprachareale, erfassen konnten.

4.7. Leider sickerte nur ganz langsam das Wissen um die ‚matriziale‘ Grund-Struktur (N Messpunkte mal p Atlaskarten/Merkmalsträger) des ALF und damit auch um die Notwendigkeit durch, die auf diesen p Atlaskarten dokumentierten Raumstrukturen nicht nur *singulär*, sondern auch *kombiniert* bzw. *synthetisch* zu untersuchen. Die diesbezüglich bis weit hinter 1950 beinahe exklusiv verwendete Methode war jene der kombinierten Ziehung von Isoglossen¹⁸, womit aber – wie man heute weiß – die im ALF vorhandenen ‚Tiefenstrukturen‘ nur ganz oberflächlich angekratzt werden konnten.

Allerdings haben sich im Verlauf dieser partikularistischen Euphorie, zu deren Beförderung Jules Gilliéron höchstselbst sehr viel beigetragen hatte, doch ein paar als allgemein einzustufende ‚Vorahnungen‘ etabliert:

- 1) dass sich auf den Atlaskarten ganz offenbar in räumlicher Hinsicht ein Phänomen wiederholte, das die Lexikologie schon seit Jakob Grimm (1785–1863) unter dem Schlagwort „Jedes Wort [= Typ] hat seine eigene Geschichte“ gut kannte und dem fortan ein neuer Parallel-Slogan wie „Jedes Wort hat seine eigene Verbreitungsfläche“ zur Seite gestellt werden müsste;
- 2) dass die mit diesen beiden Slogans verbundenen Spontaneitäten bzw. Irregularitäten von als elementar anzusehenden Grund-Entitäten (= Wort-Geschichten und Wort-Flächen) ‚irgendetwas‘ mit den in der indogermanistischen Lautgesetzdebatte (ab 1876) evident gewordenen (aber stets als sehr lästig empfundenen) ‚Deviationen‘ bzw. ‚Ausnahmen‘ zu tun haben könnten;
- 3) dass beim Betrachten eines Messpunkts x auf einer beliebigen Karte des ALF und des genau diesen Punkt einschließenden Verbreitungsareals und bei der anschließenden Wiederholung dieses Vorgangs auf zahlreichen weiteren ALF-Karten sich eine enorme räumliche Vielgestaltigkeit all dieser, stets denselben Messpunkt x enthaltenden Areale abzeichnete. Da innerhalb der matrizialen Struktur des ALF all diese aberranten Areale durch den gemeinschaftlichen Einschluss des fraglichen Messpunkts x in metaphorischer Hinsicht miteinander ‚verschränkt‘ oder ‚verzahnt‘ werden, hat sich zur Bezeichnung dieses Sachverhalts die Metapher der ‚besonderen Verzahnung‘ (*enchevêtrement particulier, intreccio particolare, special entanglement* etc.) etabliert. Dafür aber hatte G. I. Ascoli bereits im Jahr 1876 durch die Postulierung der Methode der „particular combinazione di quei caratteri“ die begrifflichen Grundlagen geschaffen.

4.8. Leider verblieben diese drei ‚Vorahnungen‘ lange Zeit nur *in statu nascendi*: Ihre eigentliche (und grundlegende) Bedeutung wurde erst im Rahmen der Dialektometrie offenbart, deren wichtigstes Verdienst letztendlich darin besteht, ausgehend von der vollen Berücksichtigung der Matrizenstruktur (N mal p) von Sprachatlanten¹⁹ bei der Lektüre von deren Daten ganz deutlich zwischen jener *in superficie* (wie bei J. Gilliéron & Co.) und jener *in profunditate* (ab Jean Séguy [1914–1973] etc.) zu unterscheiden.

Im Zuge der Ausarbeitung (1967–1969) meiner Dissertation zur normandischen Urkundensprache (Goebl 1970) war ich mit diesen auf moderne Sprech-Dialekte bezogenen Sachverhalten aber schon so weit vertraut, dass ich danach strebte, die zu sammelnden mittelalterlichen Skripta-Daten in atlas-analoger Form matrizenartig zu strukturieren. Daraus erwuchs für die Fläche der historischen Normandie (samt Kanalinseln) eine *Matrix* (N mal p) von 20 (= N) „centres scripturaires“ und 218 (= p) Items eines speziell zur Erfassung graphischer Variation erstellten „Fragebuchs“. Zur Zeit der Abfassung der Dissertation standen drei diachron unterschiedliche N mal p -Matrizen für die folgenden Zeiträume zur Verfügung: 1246–1300, 1301–1350 und 1351–1551.²⁰

Knapp danach (1971 f.) wurde unter denselben technischen Voraussetzungen die diachrone Gliederung von *drei* auf *vier* Stufen (1246–1300, 1301–1350, 1351–1450, 1451–1551) umgestellt. Damit konnten die mich primär in *diachroner*, *diatopischer* und *diatextueller* Hinsicht interessierenden ‚Geschichten‘ von etwa 200 Schreibmerkmalen noch besser untersucht werden. Eine lange Reihe einschlägiger Publikationen aus den 70er-, 80er- und 90er-Jahren belegt die Nützlichkeit dieses Ansatzes.²¹

4.9. An eine darüberhinausgehende räumliche Synthese dieser 200 Schreibmerkmale – und damit an einen Vorstoß in die ‚Tiefenstrukturen‘ dieser vier Datenmatrizen – dachte ich um 1970 noch nicht. Erst in den nachfolgenden zehn Jahren bin ich durch ausführliche, genuin *dialektometrisch* ausgerichtete Forschungen (anhand von oralen Daten aus ALF und AIS) auf den vollen Umfang der mit einem derartigen *data mining* verbundenen Möglichkeiten und Erkenntnisse aufmerksam geworden.

Unter diesen gegenüber 1970 enorm verbesserten und erweiterten Voraussetzungen habe ich im Jahr 1980 den Skripta-Atlas von Anthonij Dees (1928–2001) zur Kenntnis genommen und in einer in dieser Zeitschrift publizierten Rezension (Goebl 1982) enthusiastisch begrüßt. Der von Dees seit seiner Dissertation (1971) zu den Demonstrativpronomina des Altfranzösischen in methodischer und arbeitspraktischer (betrifft v. a. die EDV im damaligen ‚Ur‘-Zustand) Hinsicht zurückgelegte Weg entsprach zwar weitgehend dem meinen, nur war sein empirischer Hunger nicht bloß auf eine einzige historische Provinz Frankreichs, sondern auf das ganze *Domaine d’Oil* ausgerichtet, ganz abgesehen davon, dass sein „Varianten-Fragebuch“ mit 282 Schreibmerkmalen deutlich länger als das meine (mit nur 218 Schreibmerkmalen) war. Bei seinem Atlas lag die einzige Restriktion gegenüber meiner Dissertation in der zeitlichen Obergrenze des Jahres 1300.

4.10. Dees hatte bei der Schaffung seines Atlases von 1980 das Ziel, die räumliche Verteilung der von ihm eruierten Schreibvarianten mittels eines Netzes von 28 ad-hoc definierten ‚Mess-Flächen‘ optimal zu erfassen und auf 282 (Choroplethen-)Karten darzustellen.²² Dazu musste er die phänomenologische Vielfalt der von ihm in rund 3300 erschriftlichen Urkunden (alle exklusiv aus dem *Domaine d’Oil*) eruierten Varianten zunächst statistisch bestmöglich vermessen und dann – stets mit den rudimentären Mitteln der damaligen EDV – möglichst ‚sprechend‘ visualisieren.

Zwar deckte sich dieses Ziel grosso modo mit dem meinen von 1970, wurde aber in raumstatistischer Hinsicht mit deutlich besseren Methoden angepeilt. Was Dees aber im Jahr 1980 – so wie ich im Jahr 1970 – noch nicht anstrebte, war, die von ihm hinsichtlich ihrer räumlichen Einzelverbreitung optimal visualisierten Varianten in eine Generalsynthese zu bringen und damit zu den ‚Tiefenstrukturen‘ seiner Amsterdamer Datenmatrix ($N = 85$, $p = 268$) vorzustoßen.

4.11. Demgegenüber hatte ich im Jahr 1980 als Resultat meiner vorhergehenden dialektometrischen Arbeiten bereits eine klare Vorstellung von den sich aus einer solchen Synthese ergebenden Möglichkeiten: Die in meiner Rezension (Goebel 1982) zu einer „Dialektometrisierung“ der Dees-Daten geäußerten „Visionen“ konnten aus technischen und personellen Gründen erst ab 1995 – allerdings mit unerwartet gutem Erfolg – realisiert werden.²³ Leider hat Dees, dessen Gesundheit zu diesem Zeitpunkt schon sehr angegriffen war, diese Entwicklungen weder zur Kenntnis nehmen noch kommentieren können.

Was aber nach 1995 der Fachwelt mehrfach in sehr überzeugender Form vorgeführt werden konnte, ist der Vergleich der mit den Mitteln der Dialektometrie eruierten Tiefenstrukturen der Netze von Dees (gültig für 1300) und des ALF (gültig für 1900): Dabei hat sich in einer *ex ante* keineswegs voraussehbaren Klarheit gezeigt, dass die – natürlich quantitativ ausgeprägten – Raumstrukturen beider Netze über die Distanz von 600 Jahren weitgehend konvergent sind, wobei die deutlich erkennbaren Divergenzen mithilfe unserer Kenntnisse zur Sprachgeschichte der nördlichen Galloromania gut interpretiert bzw. ‚erklärt‘ werden können.

Für die Historiographie des Französischen im Allgemeinen und für die französische Skriptaforschung im Besonderen waren bzw. sind dies natürlich überaus wertvolle Einsichten, vor allem hinsichtlich der Planung analoger Forschungen für andere Epochen (14.–16. Jh.), andere Textsorten (Erst- und Zweitschriften, Fachtexte, literarische Texte etc.) und sogar andere Regionen der Romania.

5. Abschließend noch ein paar Einzel-Reflexionen und Caveats zu dieser engagierten Arbeit:

5.1. Sprachkontakt zwischen *Varietäten* oder *Merkmalen*?

In der methodischen Substanz hatte G. Paris im Jahr 1888 durchaus Recht: Ohne den expliziten Bezug auf umfassend und systematisch erhobene Merkmale konnte man in den diachronen Diskussionen zu keinen „höheren“ Einsichten gelangen. So ist in diesem Buch deutlich öfter vom Kontakt zwischen *Varietäten* und dem Umsichgreifen von *Koinés* (etc.) als von analogen Dynamismen auf der *Merkmalsebene* die Rede.

5.2. Zur grundlegenden Bedeutung der „Orthographia Gallica“:

Ich halte diesen aus dem frühen 14. Jahrhundert stammenden, in mehreren Handschriften überlieferten und erstmals 1884 von J. Stürzinger edierten Text²⁴ deshalb für das ‚Credo‘ jeder skriptologischen Arbeit, weil darin mit einer keine Wünsche offenlassenden Deutlichkeit von den kontingenten (= metalinguistischen) Rahmenbedingungen mittelalterlichen Schreibens berichtet wird. Dazu nur drei Kostproben:

- „Item *moi toi soi foi Roi* et similia possunt scribi per *o* vel per *e* indifferenter per diversitatem et usum lingue Gallicane.“ (Stürzinger 1884, 19 [T 14]; Johnston 1987, 6 [S14]).²⁵
- „Item *qi qe qant* consueverunt scribi per *k*, sed apud modernos mutatur *k* in *q* ut melius concordat cum Latino quia *k* non reperitur in *quando, quis, quod*.“ (Stürzinger 1884, 25 [CO 46]; Johnston 1987, 15 [L46]).
- „Item *que* vel *qui* consuevit olim scribi cum *k* secundum usum veterem, sed secundum modernos commutatur *k* in *q* exceptis propriis nominibus et cognominibus *Kateryne de Kyrkeby*“ (Stürzinger 1884, 24 [T 10]; Johnston 1987, 5 [S10]).

Der unbekannte Autor verweist hier auf die generelle Variabilität des Schreibens hinsichtlich *Diatopik* („indifferenter per diversitatem et usum lingue Gallicane“) und *Diachronie* („apud modernos“, „secundum usum veterem“) sowie an anderen Stellen auch ganz explizit auf die große *persönliche Freiheit der Skribenten* beim Schreiben („ad voluntatem scriptoris“). Mittelalterliches ‚vulgäres‘ Schreiben ist also (in allen europäischen Kultursprachen) anfangs sehr variabel und verliert diese ‚Buntheit‘ mit der Annäherung an die Neuzeit langsam und kontinuierlich, durchaus im Einklang mit dem sich immer mehr ‚geordneten Verhältnissen‘ zuneigenden ‚Zeitgeist‘. Dieser Prozess verläuft aber meistens nicht als linear abfallende Gerade, sondern – wie auch bei Grübl in Kapitel 5 mehrfach dokumentiert – als zunächst leicht ansteigende und erst darnach stetig abfallende Kurve: Es gilt hier also die Abfolge *constitution* (gegenüber dem Lateinischen) → *affermissement* → *épuration* (von Polymorphie und Regionalität) *de la scripta locale ou régionale*.

In der konkreten Wissenschaftspraxis hat sich jedoch sehr oft diese ubiquitäre *schriftinhärente* mit der *geographischen* Variabilität überkreuzt, die den Verbreitungsarealen diverser Sprachmerkmale eigen ist. Dem sich daraus ergebenden Dilemma entkommt man aber nur durch die Applikation *quantitativer* und *korpuslinguistischer* Sehweisen und Methoden.

5.3. Zu den Thesen von Anthony Lodge:

Verf. bemüht sich über lange Strecken seiner Arbeit, die zweite der prägnanten Grundthesen des illustren schottischen Romanisten (University of St. Andrews) zu entkräften. Bekanntlich hat Lodge mehrfach (z. B. 1993/1997 und 2004) die These vertreten, dass sich a) als Folge massiver demographischer Zuwanderungen nach Paris seit dem 12. Jahrhundert eine makroregionale (mündliche) Koiné herausgebildet habe, die dann b) von den diversen offiziellen bzw. öffentlichen Schreibinstanzen Frankreichs als Grundlage für die von ihnen verwendete Schriftsprache benützt worden sei.²⁶

Auch ich halte – darin mit Verf. auf einer Linie liegend – bei allem Wohlwollen für die erste These von Lodge die These b) für eher unwahrscheinlich. In allen europäischen Kultursprachen wurden die Herausbildung und der weitere Ausbau der ‚vulgären‘ Schriftsprachen von einer relativ kleinen Kaste von Spezialisten (= Schreibern) gemanagt, die zum einen hochprofessionell (und daher im Grunde nicht volksnah) agierten und zum anderen ihre Tätigkeit genau an die jeweils vom ‚Zeitgeist‘ diktierten (politischen, ökonomischen etc.) ‚Notwendigkeiten‘ und (kulturellen, ästhetischen etc.) ‚Moden‘ anpassten. Realistischerweise muss man davon ausgehen, dass in ganz Frankreich zwischen 1250 und 1500 allerhöchstens eine mittlere vierstellige Anzahl von Skribenten an diesem wirkmächtigen Prozess beteiligt war, wobei für diesen Zeitraum ein Anstieg der Gesamtbevölkerung von etwa 12 auf 16 Millionen Individuen anzunehmen ist.

Wenn man für das 14. Jahrhundert von rund 2000 in Frankreich tätig gewordenen Schreibern und einer geschätzten Gesamtbevölkerung von 14 Millionen ausgeht, dann handelt es hier um eine 0,014 % der Gesamtpopulation umfassende Kleinstgruppe.

Ich neige hier – ganz wie Grübl – der Ansicht von Bernard Cerquiglini zu, der sowohl die eigentliche Genese des Französischen (mit den „Straßburger Eiden“) als auch dessen Weiterentwicklung in erster Linie mit dem Wirken zahlenmäßig sehr kleiner intellektueller Eliten in Verbindung bringt.

5.4. Phonie und Graphie:

Keine Skripta-Arbeit kommt an einer vergleichenden Betrachtung dieser beiden Dimensionen vorbei. Nur sollte diese heute nach methodischen Standards erfolgen, die schon vor 50 Jahren definiert worden sind: Diese aber exkludieren Kurzschlüsse zwischen einzelnen Atlaskarten und isolierten Graphien ziemlich radikal.

5.4.1. Dazu ein *sprachkartographischer* Rat: Sofern zu einem Phonie-Graphie-Vergleich Sprachatlanten herangezogen werden, dann sollte das nie – wie bei Lodge und Grübl – in der Form von Verweisen auf einzelne Atlaskarten, sondern exklusiv im Wege der Synthese mehrerer Atlaskarten geschehen, die dazu entsprechend aufbereitet werden müssen. Als Vorbild mag dazu das Buch von Brun-Trigaud/Le Berre/Le Dü aus dem Jahr 2005 dienen.²⁷

5.4.2. „Substrat dialectal générateur“: Ich darf mit einer gewissen Insistenz an diesen von mir in den 1970er-Jahren eingeführten Begriff erinnern, der sich bei der Diskussion etwaiger ‚schriftsteuernder‘ Einflüsse aus dem jeweiligen regionalen Grunddialekt sehr bewährt hat. Dabei wird von einer systemischen Beeinflussung der Tiefenstrukturen der „Graphie“ durch jene der „Phonie“ ausgegangen, die aber nur global und niemals anhand isolierter Lautungen studiert werden sollte.

- 1 Harald Völker, *Skripta und Variation: Untersuchungen zur Negation und zur Substantivflexion in altfranzösischen Urkunden der Grafschaft Luxemburg (1237–1281)*, Tübingen: Niemeyer, 2003.
- 2 M. E. hätte mehrfach eine textliche Raffung dem Gesamtduktus der Arbeit nicht geschadet.
- 3 Der Inhalt des 4. Kapitels wurde von Verf. 2013 in einem eigenen Artikel referiert. Klaus Grübl, „La standardisation du français au Moyen Âge: point de vue scriptologique“, in: *Revue de linguistique romane* 77, 2013, S. 343–383.
- 4 Ebenso wurde eine der im 5. Kapitel erörterten skripturalen Besonderheiten (Verfall der Zweikasusflexion) von Verf. im Jahr 2015 in einem eigenen Zeitschriftenbeitrag beleuchtet. Klaus Grübl, „Ce que les chartes nous apprennent sur la variation et le changement linguistique au Moyen Âge“, in: *Revue de linguistique romane* 79, 2015, S. 5–38.
- 5 Es handelt sich dabei um 86 Originale und 3 Abschriften (siehe dazu S. 397, Anm. 367).
- 6 Es handelt sich hier in toto um 86 Texte.
- 7 Siehe dazu das vor Kurzem erschienene Buch Noah Bubenhofer, *Visuelle Linguistik. Zur Genese, Funktion und Kategorisierung von Diagrammen in der Sprachwissenschaft*, Berlin/Boston: de Gruyter, 2020.
- 8 Die Laufnummern der drei Abschriften sind mit Asterisk markiert.
- 9 Laut Mitteilung des Verf. sollen die Transkriptionen aller 89 Urkunden den von Martin Glessgen (Zürich) geplanten Urkunden-Korpora zur Verfügung gestellt werden.
- 10 Hans Goebel, *Die normandische Urkundensprache. Ein Beitrag zur Kenntnis der nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters*, Wien/Köln/Graz: Böhlau, 1970; Hans Goebel, „Besprechung zu Dees“, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 92, 1982, S. 280–283; Hans Goebel / Pavel Smečka, „L’interprétation dialectométrique des atlas „scripturaux“ d’Anthonij Dees“, in: *Revue de linguistique romane* 80, 2016, S. 321–368; Anthonij Dees, *Études sur l’évolution des démonstratifs en ancien et moyen français*, Groningen: Wolters-Nordhoff, 1971; Anthonij Dees [et alii], *Atlas des formes et construction des chartes françaises du XIIIe siècle*, Tübingen: Niemeyer, 1980; Antonij Dees [et alii], *Atlas des formes linguistiques des textes littéraires de l’ancien français*, Tübingen: Niemeyer, 1987; Paul Videsott, *Padania scrittologica. Analisi scrittologica e scrittometriche di testi in italiano settentrionale antico dalle origini al 1525*, Tübingen: Niemeyer, 2007; Paul Videsott, *Les plus anciens documents en français de la Chancellerie royale capétienne (1241–1300). Présentation et édition*, Straßburg: ELiPhi, 2015; Paul Videsott, „Comment écrivait la chancellerie royale capétienne au XIIIe siècle? Un aperçu géo-quantitatif sur la base du Corpus des actes royaux vernaculaires du XIIIe siècle“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 131, 2015, S. 863–910; Paul Videsott, „La chancellerie royale et la régionalité lexicale“, in: *La régionalité lexicale du français au Moyen Âge*, hg. v. Martin Glessgen u. David Trotter, Straßburg: ELiPhi, 2016, S. 377–410. Die zitierten quantitativen Skriptologie-Arbeiten sind überdies Bestandteil auch der ‚Korpuslinguistik‘.

- 11 Verf. (S. 59) nimmt das Jahr 1888, als Suchiers großer Beitrag zu Französisch und Provenzalisch in Gröbers „Grundriss“ erschien, als Datum für den Erstbeleg von *Franzisch* an. Tatsächlich war dieser Neologismus damals aber schon 10 Jahre alt (vgl. Hermann Suchier, „Zur Mundart des Leodegarliedes“, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 2, 1878, S. 255–302).
- 12 Gaston Paris, „Les parlers de France“, in: *Revue des patois gallo-romans* 2, S. 161–175 (auch in: Id., *Mélanges linguistiques*, hg. v. Mario Roques, Paris: Société amicale Gaston Paris, 1888, S. 432–448); Gaston Paris, „Hugues de Berzé“, in: *Romania* 18, 1889, S. 553–570. Bekanntlich hat G. Paris das Erscheinen von G. Gröbers „Grundriss“ mit großer Zustimmung begrüßt. Dort dürfte er in H. Suchiers Artikel über das Französische und Provenzalische, wo viele Bezüge auf das Französische aufscheinen, auf den Terminus Franzisch gestoßen und von dessen Nützlichkeit überzeugt worden sein.
- 13 Bei der auf eine bestimmte Region (z. B. Normandie) bezogenen Bezeichnung bestimmter Sprachmerkmale (z. B. „die normandischen Merkmale x, y, z“) ergibt sich ganz automatisch die Crux, dass die Verteilungszonen all dieser normandischen Merkmale nie mit der (ziemlich genau definierten) Fläche des historischen Herzogtums Normandie identisch sind, sondern größer und kleiner als diese sind oder nur Teile von ihr abdecken können. So kommen die von Verf. für die Skripta von Beauvais als „typisch pikardisch“ betrachteten drei Leitmerkmale auch in der Normandie und damit in meiner Dissertation (Goebel 1970) vor: C+E,I: §§ 93–100; weibl. Artikel *le*: § 152; Zweikasusflexion: §§ 153, 162.
- 14 Graziadio Isaia Ascoli, „Paul Meyer e il franco-provenzale“, in: *Archivio glottologico italiano* 2 (2), 1876, S. 385–395; Graziadio Isaia Ascoli, „Schizzi franco-provenzali“, in: *Archivio glottologico italiano* 3 (1), 1874, S. 61–120.
- 15 Derartige Existenzleugnungen betreffen auch moderne empirische Disziplinen, oft unter dem Druck des ‚Zeitgeistes‘: vgl. dazu das Buch des Düsseldorfer Biologen Werner Kunz, *Do species exist? Principles of Taxonomic Classification*, Weinheim: Wiley, 2012.
- 16 Vgl. Sever Pop / Rodica Pop, *Jules Gilliéron. Vie, enseignement, élèves, œuvres, souvenirs*, Löwen: Centre de dialectologie générale, 1959, S. 34 f.
- 17 Zur Klarstellung: der ALF enthält in der Serie A die Resultate von 639 Enquêtes, die jedoch in nur 638 Ortschaften durchgeführt worden waren. Des ‚Rätsels‘ Lösung: der ALF-Explorator Edmond Edmont hat in seiner Heimatgemeinde St-Pol sur Ternoise (ALF-P. 284) zwei Enquêtes „en Ville et dans les Faubourgs“ durchgeführt. Am Zustandegekommen dieser Unklarheit ist allerdings Gilliéron selber schuld, da er in der Einführung zum ALF („Notice servant à l’intelligence des cartes“) diesbezüglich widersprüchliche Angaben gemacht hat.
- 18 Als Kuriosum ist anzumerken, dass in Frankreich bzw. von ‚französischer Hand‘ bis zu den Arbeiten des Lyonnenser Dialektologen Pierre Gardette (1906–1973) keine einzige (!!!) Isoglossensynthese verfertigt wurde. Derartige Synthesen waren nur Romanisten aus den DACH-Ländern und Skandinavien zu verdanken. Ich vermute, dass diese Karenz letztlich auf das von G. Paris im Jahr 1888 gegen die „muraille imaginaire entre le Sud et le Nord de la France“ geschleuderte Anathem zurückgeht.
- 19 Überdies stellen aus heutiger Sicht die Sprachatlanten die ersten genuin korpuslinguistischen Datenquellen dar.
- 20 Dem entsprachen 1492 analysierte Urkunden mit etwas weniger als 700.000 maschinell durchgezählten Wörtern (vgl. Goebel 1970, S. 100). Als Besonderheit ist anzumerken, dass diese Daten unmittelbar nach ihrer Erhebung in Pariser Sammlungen mit den Mitteln der damals noch sehr ‚artisanalen‘ EDV (Lochkarten, zimmergroße Mainframe-Rechner, Batchbetrieb etc.) erfasst und verarbeitet wurden.
- 21 Man findet die betreffenden bibliographischen Referenzen unter dem folgenden Link: <https://www.sbg.ac.at/rom/people/prof/goebel/publik_script.htm>, letzter Zugriff: 9.7.2022. Leider hat Verf. keine einzige dieser Arbeiten berücksichtigt.
- 22 Der 1980 publizierte (und damit dem Gros der Leserschaft zugängliche) Atlas beruht auf einer Datenmatrix (N mal p) mit den folgenden Dimensionen: N = 28 Messflächen und p = 282 Schreibmerkmale. Dagegen beruhen schon damals die von Dees in Amsterdam (also: ‚hausintern‘) durchgeführten Berechnungen auf einer räumlich viel feiner gegliederten Datenmatrix: 85 Messpunkte mal (nur) 268 Schreibmerkmale: genau diese Matrix wurde seit 1995 in Salzburg dialektometrisch weiterverarbeitet.
- 23 Die EDV-Daten des Dees-Atlases von 1980 wurden mir über Vermittlung von Piet van Reenen, dem früheren Assistenten von Dees, im Jahr 1995 zur Verfügung gestellt. Der EDV-technische Einbau dieser Daten in die damals in Salzburg vorhandene Infrastruktur sowie die ersten dialektometrischen Verrechnungen der Dees-Daten wurden von meinem damaligen Forschungsmitarbeiter Guillaume Schiltz bewerkstelligt. Leider konnte dieses Prozedere mit dem datenseitig nicht weniger interessanten Literatur-Atlas von Dees (1987) nicht wiederholt werden; Grund: die fraglichen EDV-Daten waren im Rechenzentrum der Uni Amsterdam irrtümlich gelöscht worden. Allerdings konnte im Jahr 2006 dieses Manko durch einen glück-

lichen Zufall ausgeglichen werden: Damals wurden in eben diesem Rechenzentrum die Papieroriginale von durch Dees im November 1983 angestellten Lokalisierungsberechnungen zu mehr als 200 literarischen Texten aus dem 12. und 13. Jahrhundert wiederentdeckt und in weiterer Folge mir übergeben: siehe dazu Goebel / Smečka (2016). Jüngst (Frühjahr 2022) wurde von Tobias Scheer (Nizza) eine eigene Webpage ins Netz gestellt, die explizit den beiden Skripta-Atlanten von A. Dees gewidmet ist: <http://atlasdees.unice.fr/wordpress/>.

- 24 Zur Edition von Stürzinger (1884) gibt es seit 1967 einen Neudruck. 1987 wurden im Rahmen der Anglo-Norman Text Society durch R. C. Johnston drei Handschriften der Orthographia Gallica (OG) in der ursprünglichen Reihenfolge der sprachkritischen Einzelparagraphen herausgegeben. Leider wurde die OG im vorliegenden Buch nicht benützt.
- 25 Jakob Stürzinger (Hg.), *Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie*, Heilbronn: Henninger, 1884, (Neudruck: Wiesbaden: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1967); R. C. Johnston (Hg.), *Orthographia Gallica*, London: Anglo-Norman Text Society, 1987.
- 26 R. Anthony Lodge, *French. From Dialect to Standard*, London/New York: Routledge, 1993. (Dazu die französische Übersetzung: *Le français. Histoire d'un dialecte devenu langue*, Paris: Fayard, 1997); R. Anthony Lodge, *A Sociolinguistic History of Parisian French*, Cambridge: Cambridge UP, 2004.
- 27 Guylaine Brun-Trigaud / Yves Le Berre / Jean Le Dù, *Lectures de l'„Atlas linguistique de la France“ de Gilliéron et Edmont: du temps dans l'espace. Essai d'interprétation des cartes de l'„Atlas linguistique de la France“ de Jules Gilliéron et Edmond Edmont augmenté de quelques cartes de l'„Atlas linguistique de la Basse-Bretagne“ de Pierre Leroux. À la mémoire du professeur François Falc'hun*, Paris: CTHS, 2005.

HANS GOEBL
Salzburg

ZFSL 130, 2020/3, 315–319

André Horak

Le langage fleuri. Histoire et analyse linguistique de l'euphémisme

(Studien zur romanischen Sprachwissenschaft und interkulturellen Kommunikation, 111), Francfort-sur-le-Main : Peter Lang, 2016, 256 p.

Le contenu de l'ouvrage d'André Horak, qui représente un condensé du travail qu'il a réalisé depuis plusieurs années sur l'euphémisme, est présenté de façon assez concise et fidèle dans la quatrième de couverture : « Le présent ouvrage constitue l'une des premières monographies francophones sur l'euphémisme. Au moyen d'une sélection de corpus historiques, il explique certains usages de cette figure dans la diachronie. Il donne également un aperçu critique des études significatives sur le discours euphémique, qui appartiennent à trois étapes : la traditionnelle, la transitoire et la linguistique. De plus, ce livre propose de nouvelles théories sémantico-pragmatiques et rhétoriques sur le langage fleuri. Enfin, il examine les relations qu'entretient l'euphémisme avec les deux autres figures référentielles : la litote et l'hyperbole ». Comme la recension de cet ouvrage le confirmera, ce dernier est clairement ancré dans une perspective *diachronique* – essentiellement les deux premiers chapitres historiques – même s'il ouvre de nouvelles perspectives intéressantes en synchronie – particulièrement par le biais des deux derniers chapitres.

L'ouvrage se compose de 256 pages et est divisé en quatre grands chapitres. Ces chapitres sont précédés d'une préface signée par Paola Paissa, de l'Università di Torino, ainsi que d'une introduction, et sont suivis par une conclusion générale, une conséquente bibliographie de vingt pages, fort